

LESEPROBE

WHO



I



*Ted  
Stanton*

AM

NOT

VON LÜGEN  
UND ANDEREN  
WAHRHEITEN

Arena  
ENTDECKEN

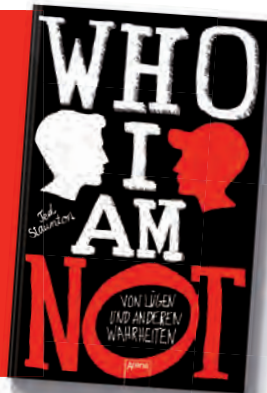


**Ted Staunton** lebt mit seiner Familie in Port Hope (Kanada), wo auch die fiktive Aufarbeitung dieses realen Kriminalfalls spielt. Der Autor hat bereits zahlreiche Kinder- und Jugendbücher veröffentlicht. Mit **WHO I AM NOT** feiert er sein Debüt auf dem deutschen Markt.

[www.tedstauntonbooks.com](http://www.tedstauntonbooks.com).

Ein Aufhänger, der einem den Atem verschlägt, eine Geschichte mit immenser Sogkraft und eine Auflösung, so unglaublich, dass man sie nicht mehr vergisst. Ted Staunton erzählt voller Charme und Witz von einem jugendlichen Hochstapler und ebnet ihm so den direkten Weg in die Herzen der Leser. Das (teils) reale Schicksal seines namenlosen Helden lässt einen auch nach der Lektüre nicht so schnell los.

Ted Staunton  
**WHO I AM NOT**  
Von Lügen und anderen  
Wahrheiten  
Aus dem kanadischen  
Englisch von Bea Reiter  
232 Seiten • 13,5 x 20,5 cm  
Klappenbroschur  
Mit UV-Lackierung  
auf dem Cover  
€ 12,99 [D] € 13,40 [A]  
CHF 18,70  
978-3-401-60045-1



## 1. Kapitel

**E**s ist einfacher, wenn ich euch erzähle, wer ich nicht bin. Ich bin weder Kerry Ludwig noch Sean Callahan. Ich bin weder David Alvierez noch Peter McLeod oder Frank Rolfe. David Alvierez wäre ich gern gewesen. Ich sehe zwar nicht aus wie ein Latino, aber der Name klingt exotisch. All diese Jungs bin ich einmal gewesen, aber keiner von ihnen war ich.

Und Danny Dellomondo bin ich auch nicht, egal, was ich gesagt habe. Wäre ich Danny, würde ich das jetzt nicht erzählen, oder? Ich meine, dann könnte ich es nicht erzählen.

Ich bin nur deshalb er geworden, weil Harley gestorben ist.

Wir waren gerade dabei, eine Nummer in einem teuren Einkaufszentrum in Tucson abzuziehen. Harley tauschte Lesegeräte für Bankkarten aus, zwei in schicken Boutiquen und eines, von dem er sagte, es sei der Jackpot in einem Fitnessstudio für Manager. Ich spielte den Lockvogel. Die Geräte hatte er vor einem Monat mitgehen lassen und gegen andere ausgetauscht, die er von einem Typ namens Dennis bekommen hatte. Der Plan war, dass die Geräte von diesem Dennis einen ganzen Monat lang PIN-Nummern und sonstige Informationen speicherten. Und dann, nach-

dem wir sie wieder gegen die Originalkartenleser getauscht hatten, konnte Dennis alles herunterladen und die Bankkonten dieser reichen Leute anzapfen.

»Das merken die trotzdem, auch wenn sie reich sind«, sagte ich.

»Nein«, meinte Harley. »Das ist ja gerade das Geniale daran. Wenn man so viele Kartennummern hat, holt man immer nur ein bisschen was vom Konto runter, immer wieder, von jedem, damit sie es *nicht* merken. Und wenn es trotzdem jemandem auffällt, ist das auch nicht weiter schlimm. Den Rest hat man trotzdem noch. Alles zusammen ist das eine Menge Kohle.«

Einen Anteil an der Kohle bekamen wir nicht, wir waren nur die Helfer. Dennis zahlte ein paar Scheine für den Austausch. Wir blieben nie lange an einem Ort, deshalb würde uns niemand erkennen, falls sie irgendwann mal auf die Idee kamen, sich die Aufzeichnungen der Überwachungskameras anzusehen. Harley sagte, wir würden nach Seattle gehen, sobald Dennis das Geld rausgerückt hatte.

Die Boutiquen waren Routine. Da bald die Schulferien zu Ende waren, gab es gerade jede Menge Sonderangebote, aber wir hatten uns die Zeit am Nachmittag ausgesucht, in der am wenigsten los war. Wir hatten uns ziemlich fein gemacht, um nicht aufzufallen; wenn es um Klamotten ging, war Harley immer sehr genau. Ich sollte zuerst reingehen und die Verkäuferinnen von der Theke loseisen, mit der Bitte, mir bei der Suche nach einem Geschenk für den Geburtstag meiner Mutter zu helfen. Dann sollte ich behaupten,

ich hätte vergessen, welche Größe sie hat, und versprechen wiederzukommen.

Den Lockvogel habe ich immer gern gespielt. Die Leute fallen jedes Mal drauf rein, vielleicht weil die meisten von ihnen denken, dass Teenager grundsätzlich unverschämt sind. Wenn es komplizierter gewesen wäre, hätte ich das Spiel auch noch länger durchgehalten. Musste ich aber gar nicht. Harley brauchte nur ein paar Sekunden, um bei dem einen Lesegerät den Stecker rauszuziehen und ihn in das andere zu stecken (beim Kartenausteilen war er noch schneller), aber es war wirklich gut. Ich konnte den Verkäuferinnen ansehen, dass ich ihnen eine Freude machte. Ich erfand immer alles Mögliche, bis ich fast selbst daran glaubte. »Wir sorgen dafür, dass sie sich gut fühlen«, sagte Harley immer, wenn wir bei der Arbeit waren. Wenn eine Verkäuferin *sehr* nett zu mir war und das entsprechende Alter hatte, sagte ich ihr immer, dass ich sie gern als Mutter hätte. Dann lachte sie und wurde rot, daher wusste ich, dass es ihr gefiel.

Was komisch ist, denn ich habe mir eine ganze Reihe von Eltern für mich vorgestellt, aber welche, die in einem Laden arbeiteten, waren nie darunter.

Nachdem wir mit den Boutiquen fertig waren, trafen wir uns im Food Court, dann war das Fitnessstudio an der Reihe. Harley sagte, er sei mein Vater, und brachte die Leute dazu, mir alles zu zeigen. Weil er angeblich wissen wollte, ob es mir so gut gefiel, dass eine Familienmitgliedschaft infrage kam. Ein muskelbepackter, viel zu stark gebräunter Schönling führte

mich zu den Crosstrainern und den Geräten mit Gewichten. Frauen fanden ihn bestimmt toll, aber mir machte er Angst. Er hatte null Haare. Alle paar Meter blieb er stehen und glotzte sich im Spiegel an. Ich warf einen Blick zu Harley hinüber; er hatte die Kartenleser schon ausgetauscht. Ich sagte dem Typ, ich würde es mir überlegen. Er gab mir seine Visitenkarte.

Ich weiß noch, dass Harley draußen stehen blieb, um seine zweifarbige Sonnenbrille aufzusetzen und den Kragen seines gelben Poloshirts über den blauen Blazer zu ziehen. Dann schob er auch noch die Ärmel des Blazers nach oben, sodass jeder seine große silberne Uhr sehen konnte. Harley war furchtbar pingelig, vor allem wenn es um seine Haare ging. Oben auf dem Schädel wurde er langsam kahl und er war so klein, dass es auffiel. Bei sich hatte er eine leere Laptopmappe und eine kleine Sporttasche, in der die Kartenleser steckten. Er sah aus wie ein ganz normaler Geschäftsmann, der gerade von seinem Workout kam.

Harley zog ein Kaugummipäckchen aus der Tasche und steckte sich zwei Streifen in den Mund, dann gingen wir über den Parkplatz zu unserem Van. Es war so hell, dass es einem in den Augen wehtat, die Hitze strömte in Stoßwellen vom Asphalt. August in Tucson ist nichts für Weicheier. Ich schlurfte hinter Harley her, aber das war ihm egal. Harley ging nicht, er stolzierte.

»Gute Arbeit«, sagte Harley Kaugummi kauend.

»Wie viel wird Dennis zahlen?«, fragte ich.

»Darum werde ich mich schon kümmern.« Harley

sah mich nicht an, während wir sprachen. Ich wusste, dass er den Parkplatz nach einer zusätzlichen Verdienstquelle absuchte. *Hattest du schon mal zu viel Geld?*, fragte er mich immer, auch wenn es nie ernst gemeint war. Ich hatte nie Geld, es sei denn, er gab mir ein paar Scheine, und keine Ahnung, wie viel wir hatten, oder besser gesagt, wie viel er hatte.

»Was haben wir denn da?«, sagte Harley. »Pass auf. Siehst du ihn? Den Dicken da?«

Inzwischen wusste ich, worauf ich achten sollte. Und tatsächlich, zwei Autoreihen weiter schnaufte und keuchte ein pummeliger Kerl mit Igelfrisur, in jeder Hand eine große Plastiktüte aus dem Elektronikgeschäft im Einkaufszentrum, dazu eine Laptoptasche, die er über der Schulter trug.

»Los«, befahl Harley und kaute jetzt schneller. »Wenn es ein teures Auto ist, machen wir's.«

Er meinte den Kratztrick – einfach, aber noch anspruchsvoll genug, dass es Spaß machte. Ich trennte mich von ihm und lief durch die Hitze und zwischen den geparkten Autos hindurch bis zu der Reihe direkt hinter dem Dicken. Dann ging ich langsamer, hielt mich hinter ihm. Vor einem schwarzen Lexus blieb er stehen. Perfekt. Ich duckte mich. Ich hörte, wie die Türschlösser entriegelt wurden, und sah, wie er seine Sachen auf den Rücksitz verfrachtete. Er schwitzte in der Sonne; man konnte die dunkle Stelle sehen, an der das Hemd an seinem Rücken klebte. Er öffnete die Fahrertür, und als er einstieg, schlich ich zu dem Wagen, der unmittelbar hinter seinem stand. Harley

schlenderte vor den Lexus und tat, als würde er durch seine große Sonnenbrille hindurch einen Blick auf seine Uhr werfen. Der Dicke griff nach dem Sicherheitsgurt. Ich stand auf und machte einen Schritt nach vorn. Harley hob den Kopf. »Hey!«, brüllte er dem Dicken zu. »Hey!« Er klopfte auf die Motorhaube, dann zeigte er auf mich. »Er zerkratzt Ihr Auto!«

Der Dicke rastete aus. Er warf sich so heftig herum, dass der Lexus zu schaukeln begann. Dann purzelte er aus dem Auto, rot im Gesicht, die Augen weit aufgerissen, und brüllte: »Hey! Du kleiner ...«

Ich blieb am Heck auf der Beifahrerseite stehen, als wäre ich vor Angst erstarrt. In Wirklichkeit zählte ich bis drei. Er kam auf mich zu. Ich rannte los.

Es war kein Problem, vor ihm davonzulaufen; ich bin ziemlich klein für mein Alter. Ich brauchte ihn nur so lange abzulenken, bis Harley alles zusammengerafft und abgehauen war. Dann wollte ich in einem weiten Bogen zum Van rennen, damit wir uns aus dem Staub machen konnten.

Ich hörte, wie der Dicke hinter mir keuchte, wie seine Slipper auf den Asphalt klatschten. Inzwischen waren wir weit genug von dem Lexus entfernt. *Nie umdrehen*, sagte Harley immer, aber dieses Mal tat ich es trotzdem, während ich schneller rannte. Das Gesicht des Dicken war dunkelrot. Er stolperte, dann hob er den Arm. Er hielt etwas in der Hand. Es hätte ein Blackberry sein können. Es hätte eine Pistole sein können. *Das* machte mir Angst. Ich begann zu schreien, als ich um einen riesigen SUV herumrann-

te. Zwei Autoreihen weiter sah ich flüchtig Harleys Kopf. Er schnellte herum, als Harley begriff, dass ich es war, der schrie. Dann hörte ich drei Geräusche hintereinander: lautes Hupen, quietschende Bremsen und einen gedämpften Schlag, als würde etwas in einem Schrank umfallen. Und dann war Harley tot.

## 2. Kapitel

Wahrscheinlich hätte ich sofort danach noch weglaufen können. *Wohin* ich hätte laufen sollen, kann ich allerdings nicht sagen. In meiner Tasche steckten fünf Dollar und der Ausweis von Frank Rolfe. Alles andere hatte Harley, selbst den Schlüssel zu unserem Motelzimmer, das sowieso auf der anderen Seite der Stadt lag.

Daher war es vermutlich egal, dass ich zu Harley rannte. Ich war immer noch dort, fassungslos, wie betäubt, kniete ich auf dem Asphalt neben ihm und der rotschwarzen Pfütze, die sich unter seinem Kopf ausbreitete, als der Krankenwagen und die Cops kamen und die kleine Menschenmenge, die sich gebildet hatte, zur Seite wich. Einer der Rettungsmitarbeiter setzte dem Dicken, der immer noch nach Luft rang und an einem Laternenmast lehnte, eine Sauerstoffmaske auf die Nase.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit verging, bis ich auf einem Plastikklappstuhl in einem Büro saß und ein Typ, der sagte, sein Name sei Josh, mit mir redete. Inzwischen war ich hellwach und mein Gehirn lief auf Hochtouren. Ich hätte eine Fliege im Zimmer nebenan hören können. Ich hatte schon viele Typen wie Josh getroffen, damals in der Bösen Zeit und meistens in

Büros, die genauso aussahen wie dieses hier. Nur war ich damals noch nicht mit den Füßen auf den Boden gekommen.

»Frank«, sagte er, »verstehst du, dass ich nicht von der Polizei bin? Du bist beim Jugendamt, das hier ist eine Unterkunft für obdachlose Jugendliche. Meine Aufgabe besteht darin, dir zu helfen. Du hast etwas Furchtbares erlebt heute. Ich will dir nur helfen, sonst nichts.« Er gab mir seine Visitenkarte. Anscheinend war heute der Tag der Visitenkarten.

Ich steckte sie in die Tasche und nickte. Harley war tot, aber das spürte ich nicht. Ich spürte nur, dass die Atmosphäre in diesem Raum die gleiche war wie in der Bösen Zeit. Ich atmete schneller und kämpfte gegen die Panik an, die in mir aufstieg. Immer wenn Harley richtig sauer auf mich gewesen war, vor allem als ich noch jünger war, hatte er nur *Willst du wieder in die Böse Zeit zurück?* sagen brauchen und ich war sofort eingeknickt. Egal, was passierte, ich wollte *nie wieder* in die Böse Zeit zurück. Ich konnte mich zwar nur noch vage und bruchstückhaft daran erinnern, aber das machte es nur noch schlimmer, als würde etwas im Schatten stehen und seine Form verändern. Ich wollte hier raus, auch wenn fünf Dollar und ein gefälschter Ausweis alles waren, was ich besaß.

Josh legte ein Bein oben auf das Durcheinander auf seinem Schreibtisch. Er trug schwarze, hochgeschürzte Converse. Sein kurzärmeliges Hemd war völlig zerknittert. *Vertrau-mir-cool*. Er lehnte sich lässig zurück, behielt mich aber immer im Blick. Seine

Augen waren dunkel. Der Computerbildschirm hinter ihm war noch eingeschaltet; er hatte gerade etwas getippt, als sie mich hereingebracht hatten. Über seiner Schulter konnte ich gerade noch das Wort *FALLBEARBEITUNGSSTRATEGIEN* erkennen. Mit Fallbearbeitungsstrategien kannte ich mich aus, sie waren sozusagen mein Leben. Irgendwo gab es eine Akte über mich, die voll davon war. »Willst du jemanden anrufen? Oder soll ich für dich anrufen?«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ist schon okay. Ich sollte einfach gehen.« Meine Stimme zitterte.

Josh presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. »Na ja, Frank, die Frage ist nur, wohin? Deinem Ausweis nach bist du fünfzehn, also noch minderjährig. Und aus Michigan. Hast du Familie hier in Tucson? Freunde?«

»Ja, klar«, antwortete ich. »Die Ludwigs, die McLeods, die Lombards. Und die Alvierezes, die wohnen ganz in der Nähe. Sie brauchen nicht anzurufen. Ich kann laufen.«

Ich stand so schnell auf, dass mir schwindlig wurde.

»Frank«, sagte Josh leise, »ganz ruhig.«

Ich setzte mich wieder und steckte die Hände in die Taschen, damit er nicht sah, wie sie zitterten. Ich trug Cargoshorts von Gap, damit sie zu dem Kinderreicher-Eltern-Look passten. Meine Beine sahen darin ziemlich dünn aus, was mich vermutlich noch kleiner und jünger wirken ließ, als ich sowieso schon war. Ich wusste nicht, ob das gut oder schlecht war.

Josh redete weiter: »Die Cops haben mir von den

Ausweisen im Van erzählt und von den anderen Sachen. Von einer Tasche mit manipulierten Kartenlesern zum Beispiel. Willst du mir etwas darüber sagen?«

»Das hab ich *denen* doch schon gesagt. Ich *kannte* den Typ doch gar nicht. Ich war nur zufällig dort, wie alle anderen.«

Josh nickte. Er nahm sein Bein vom Schreibtisch und legte stattdessen die Ellbogen darauf. Dann stützte er den Kopf in beide Hände und starrte mich noch ein bisschen weiter an. Er kratzte sich am Kinn; er war einer dieser Typen mit Dreitagebart. Wenn mir Haare im Gesicht gewachsen wären, hätte mir so ein Bart vermutlich auch gefallen. »Die Cops sagten, du hättest den Kratztrick abgezogen«, sagte er dann.

Ich verzog das Gesicht. »Was ist denn ein Kratztrick?«

Josh zuckte nur mit den Schultern, das Kinn immer noch in die Hände gestützt. »Etwas, von dem die Cops glauben, dass du es getan hast. Nicht mein Problem. Und deins hoffentlich auch nicht, aber sie werden vermutlich mit dir darüber reden wollen. Ich frage dich nicht danach. Meine Aufgabe ist es, dich irgendwohin zu bringen, wo du sicher bist. Und dazu muss ich wissen, wer du bist. Also: Wer bist du, Frank?«

Und da war sie. Die Frage. Ich sah ihm direkt ins Gesicht. »Ich weiß es nicht«, sagte ich. Es stimmte, aber das spielte keine Rolle. Wenn man die Wahrheit sagt, glaubt einem sowieso niemand.

Josh reagierte, wie ich gedacht hatte. Er ließ mei-

ne Antwort eine Weile in der Luft hängen und starrte mich unverwandt an. Nach einer Minute sagte er: »Okay. Hör zu, du bist ein bisschen durcheinander. Was kein Wunder ist. Lass dir ruhig Zeit.« Er stand auf. Er war groß und mager. Sein zerknittertes Hemd hing aus der Hose, es war zu kurz. »Ich hole mir einen Kaffee. Willst du was essen oder trinken?«

Ich schüttelte den Kopf. Mein Herz klopfte wie wild.

»Okay«, sagte er. »Falls du es dir anders überlegst, ich bin draußen. Mach eine Pause, entspann dich einen Moment. Wenn du telefonieren willst oder so, nur zu. Und vergiss nicht, dass ich da bin, um dir zu helfen. Ich will dir keinen Ärger machen. Wenn du irgendwohin musst oder ich dir sonst irgendwie weiterhelfen kann ...« Er zuckte mit den Schultern, legte den Kopf schief und lächelte leicht. Dann verließ er das Büro und schloss die Tür hinter sich.

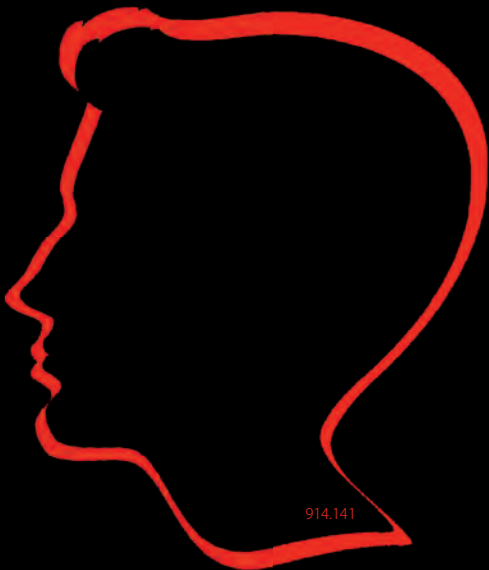
Ich sackte auf meinem Stuhl zusammen. Harley war tot. Die Böse Zeit umzingelte mich. Eine Minute lang konnte ich mich überhaupt nicht bewegen. Typen wie Josh halfen einem nicht weiter, sie schickten einen ins System zurück. Zurückgehen kam nicht infrage. Ich musste hier raus, egal wie. Ich stand auf. Das Büro grenzte an den Eingangsbereich, daher konnte ich nicht einfach so verschwinden. Es gab auch kein Fenster nach draußen.

*Was würde Harley tun?* Ich zog die Hände aus den Taschen. Meine Achselhöhlen wurden ganz kalt von der Luft der Klimaanlage. Unter den Armen meines Tommy-Hilfiger-Hemds hatten sich Schweißflecken

gebildet. Ich holte tief Luft und öffnete meine Fäuste. In einer Hand hielt ich zusammengeknülltes Papier: Joshs Visitenkarte und die von dem Typen im Fitnessstudio.

Ich warf sie auf das Durcheinander auf dem Schreibtisch. Jeder hatte einen Namen. Ich hatte ganz viele. Jetzt brauchte ich einen anderen, einen, der mir ein bisschen Zeit verschaffte und vielleicht einen Vorsprung, damit ich weit genug von hier weg war, um herausfinden zu können, was ich als Nächstes tun sollte. Ein Name, der mich vor der Bösen Zeit bewahrte.





Weitere Bücher finden Sie unter:

[www.arena-verlag.de](http://www.arena-verlag.de)

[www.tedstauntonbooks.com](http://www.tedstauntonbooks.com).

